

## Rezensionsartikel

### Zwischen Normalität und Neorientalisierung?

#### Japan in deutschsprachigen Publikationen 1995–2002\*

Lisette Gebhardt (Trier)

##### 1. Japanliteratur in der Post-Aum-Ära

Der Überblick „Zehn Jahre Japan-Literatur. Eine Auseinandersetzung mit 177 deutschsprachigen Buchveröffentlichungen“, in dem journalistische und wissenschaftliche Texte von 1966 bis 1976 besprochen werden, entstand 1978 (SIMONIS et al.). Zehn Jahre später erschien im Band *Das Ende der Exotik* unter dem Titel „Vexierspiegel – einander gegenübergestellt: Zum Japanbild in deutschsprachigen Publikationen und zur japanischen Perspektive“ eine Sammelrezension, die acht Veröffentlichungen der Jahre 1983 bis 1986 einer Analyse unterzieht (HIJYA-KIRSCHNEREIT 1988: 139–173). Der folgende Beitrag macht es sich nicht zur Aufgabe, die Lücken zu schließen und, dem Dekadenrhythmus gemäß, das Textkonvolut der Jahre 1987 bis 1997 zu bearbeiten. Ein kleinerer Ausschnitt erfährt Aufmerksamkeit: Deutschsprachige Japanliteratur nach 1995. Dieser Zeitraum ist nicht nur aufgrund der Aktualität von besonderem Interesse, sondern auch deshalb, weil das Jahr 1995 mit dem Erdbeben von Kôbe und dem Giftgasanschlag der neureligiösen Vereinigung Aum Shinrikyô einen signifikanten Wendepunkt in der Selbst- und Fremdwahrnehmung Japans darstellt.

Während man auf der Ebene der diplomatischen Beziehungen und des interkulturellen Austauschs in den letzten Jahren ein schwindendes Interesse Deutschlands an Japan oder zumindest eine Stagnation beklagt,<sup>1</sup> hat sich die deutsche Japanliteratur, also literarische und journalistische Schriften für eine allgemeine Leserschaft, seit Mitte der 90er Jahre offenbar nicht dramatisch verringert. Allein von Uwe Schmitt, dem langjährigen Korrespondenten der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in Tôkyô, liegen drei Bücher vor, ebenso wie von

---

\* Der Beitrag ist die erweiterte Fassung eines am 13.2.2003 an der Universität Trier/FB II Japanologie gehaltenen Vortrags.

1 Dahingehend äußerten sich etwa der Japanologe Josef Kreiner auf der Verbandstagung der Deutsch-Japanischen Gesellschaften im Jahr 2001 (KREINER 2001) und Sakato Masaru, ehemaliger Direktor des Japanischen Kulturinstituts Köln (SAKATO 2002).

Florian Coulmas, einem japanerfahrenen Linguisten, der am Institut für Ostasi-enwissenschaften der Universität Duisburg lehrt.

Normalität und Neoorientalisierung sind die Stichworte, unter denen im folgenden dreizehn ausgewählte Publikationen besprochen werden. „Normalität“ sei, so etwa Schmitt (*Mondtränen*, S.17), in Japan durch die Schicksalsschläge von 1995 eingekehrt. Die Vorfälle hätten uns plötzlich eine ganz andere, global geläufigen Mustern wie Gewalt und Katastrophe zuzuordnende Perspektive auf das fernöstliche Land eröffnet, vom dem man bislang geglaubt hatte, daß es seinen – abhängig von der Zeitstimmung im Westen positiv oder negativ bewerteten – Sonderweg unbeirrt fortsetzen werde und ihm viele Verfallserscheinungen westlicher Industrienationen erspart blieben. Das Stichwort „Neoorientalisierung“ weist im Sinne einer seit den 80er Jahren im Westen wie in Japan verbreiteten und im Zeichen einer ethnizierenden Postmoderne stehenden Kultivierung neuer Orientalismen oder Restorientalismen darauf hin, daß wir im Hinblick auf Japan das „Ende der Exotik“ doch nicht erreicht haben: Japanische Verhaltensmuster geben sogar in einem sich dem Globalisierungsdenken verschreibenden 21. Jahrhundert noch hinreichend Anlaß zur Befremdung, und auch in aktuellen Beiträgen nimmt man Japan als Antipoden des Westens wahr.

Bei der Auswahl der besprochenen Japanliteratur wurden essayistische Erörterungen, literarische Umsetzungen des Themas Japan (NOTHOMB, KRÄMER, ANHALT) sowie Reiseführer und vergleichende Kulturportraits berücksichtigt. Ansätzen, in denen sich innovative und für die 90er Jahre charakteristische Tendenzen abzeichnen, wurde der Vorrang gegeben, so daß etwa Darstellungen wie Adolf Muschgs *Die Insel, die Kolumbus nicht gefunden hat. Sieben Gesichter Japans* (Suhrkamp 1995) und Ludwig Harigs *Reise mit Yoshimi. Japanische Reportagen* (Zu Klampen Verlag 2000) nicht näher erörtert werden, stehen sie doch in einer älteren Tradition der Japanbetrachtung: Muschgs Interesse an Japan etwa datiert in die 60er Jahre, Harig pflegt die Sichtweise des reisenden Literaten, des Flaneurs. Eine einführende landeskundliche Aufsatzsammlung wie Atsushi Uedas *Die elektrische Geisha. Entdeckungsreisen in Japans Alltagskultur* (Edition Peperkorn 1995; im englischen Original 1994 erschienen), die fünfundzwanzig kürzere Artikel japanischer Akademiker zum Alltagsleben, zu Politik, Wirtschaft, Freizeit, Stadt, Institutionen, Beziehungen und Zeitgeist enthält, wird ebenfalls ausgeklammert, verharnt die darin enthaltene Vorstellung Japans doch weitgehend auf einer oberflächlichen Ebene.

## 2. Neumanns Nerven

Christoph NEUMANN (2002): *Darum nerven Japaner. Der ungeschminkte Wahnsinn des japanischen Alltags*. Frankfurt a.M.: Eichborn Verlag.

Vielleicht muß man Christoph Neumann erst einmal exkulpieren, um seinem Buch gerecht zu werden: Er ist in gewisser Hinsicht ein Opfer der Medien. Neumann tritt seit 1998 als professioneller Japanbasher in der von dem bekannten Regisseur, Schauspieler und Talkmaster Kitano Takeshi (Beat Takeshi) mo-

derierten TV-Talkshow „Koko ga hen da yo! Nihonjin“ („Japaner, hier stimmt was nicht!“) auf. Die populäre Sendung ist wie viele aktuelle Produktionen im Format der performativen Realität gehalten und kann eine hohe Einschaltquote verbuchen. In ihr geben, so Neumann, der im Fernsehen meist als Exzentriker in Lederhosen auftritt, „in Japan lebende Ausländer aus aller Herren Länder ihren mehr oder weniger intelligenten Senf dazu ab, was sie über die verschiedenen Aspekte des japanischen Alltags und Wesens denken“ (S.156). Der Verfasser absolvierte eine japanische Hochschule und lebt als Softwareentwickler und freier Journalist in Japan. Vom Fernsehen und von den Verlagen wird er ermutigt, seine mehrjährigen Feldstudien des japanischen Alltags in einem Bericht jenseits von Mystifizierung und unkritischer Bewunderung zusammenzufassen.

Nicht das „Anziehende, Interessante oder Rätselhafte“ (S.157) ist sein Sujet, sondern das, was den Fremden und insbesondere den Autor als prototypischen Vertreter der ausländischen Gemeinde in Japan „nervt“. Neumann, dessen Nervenkostüm eben durch den langen Japanaufenthalt erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden sei, räumt ein, sich mit seinen Schimpfkanonaden und Gehässigkeiten ein dringend benötigtes psychisches Ventil zu schaffen: „Worüber man im sicheren Abstand von 10.000 Kilometern gerne schmunzelt, das treibt einen allerdings leicht zur Weißglut oder auch in tiefe Depression, wenn man mit diesem Volk auf seinen kleinen Inseln eingesperrt ist – so wie ich“ (S.9). Neumann erbost vor allem die „grenzenlose Selbstbeschränktheit“ vieler Japaner. Er unterstellt der Nation notorische Unflexibilität, geistige Enge, Starrsinn, Ungeschick im Umgang mit Ausländern, eine immense interkulturelle Inkompetenz bis hin zur Diskriminierung aller Fremden. Hier erkennt er sogar ein Gefahrenmoment: „Aber es sind nicht nur die Vorurteile selbst, es ist die kindliche Unbedachtheit, mit der die Japaner ein seit Generationen fertiggezimmertes Universum von Vorurteilen übernehmen, die dieses nach außen so rational erscheinende Volk so gefährlich macht“ (S.34).

Im ersten Kapitel des im März 2001 zunächst auf Japanisch erschienenen Bandes (der Originaltitel lautet *Iketenai Nippon – Nihonjin no honto no tokoro*) beschreibt Neumann unter dem Motto „Das Volk will belehrt werden“ die japanische Obsession mit Verhaltensregeln.<sup>2</sup> Das Thema des japanischen Hangs zu Regelerlassen, der sich in aufdringlichen Belehrungen in öffentlichen und privaten Einrichtungen manifestiert und der eine gewisse Steifheit, Obrigkeitshörigkeit und mangelnde Reformfreudigkeit hervorbringe, variiert er in vielen Passa-

---

2 Es ist klar, daß bei entsprechender Argumentation jeder Nation bestimmte Eigenschaften nachgewiesen werden können. In seinem aktuellen Band *Deutschlandreise* (Eichborn, 2002) schreibt Roger Willemsen den Deutschen eine Neigung zur Moralbelehrung zu: „Kaum wendet man den Blick zurück ins Abteil, treffen die Imperative ein. Wird eigentlich in anderen Ländern auch so viel befohlen? Ich soll Drogen keine Macht einräumen, soll Aids keine Chance geben, mein Freund soll Ausländer sein oder ein Ausländer mein Freund, „Nein“ soll ich sagen zu Gewalt, Rassismus und Cholesterin und „Ja“ zu „Zivilgesellschaft“ und „Zivilcourage“, „Ja“ zu „Mint“ und „Curry“, den aktuellen Sommerfarben, „Ja“, mir wird ganz anders, ich soll mir das Glück herrubbeln...“ (S.18).

gen. Den Aufzählungen der japanischen öffentlichen Weisungen, die der Autor als heuchlerisch und oft sogar unwahr entlarven will, liegt eine schwerwiegende Warnung zugrunde:

Heute lügen sie für das Wohl der Verkehrssicherheit. Morgen ist es eine ehrenwerte Lüge zum Wohl der Eroberung der Wählerstimmen, des Geldbeutels oder der Welt (S.53).

Daß den Regeln und der damit verbürgt geglaubten kollektiven Harmonie oft eine Wirklichkeit entgegenstehe, die das Konzept des wohlgeordneten Lebensablaufs via Vorschriften *ad absurdum* führe wie z.B. im Falle der Yakuza, empört den Verfasser. Das Gefühl der Sicherheit sei eine Lebenslüge angesichts der Macht der japanischen Mafia: „Wie keine zweite Industrienation wird Japan von diesen Kriminellen beherrscht, undemokratisch, brutal und menschenverachtend“ (S.42). Neumanns Kritik zielt in erster Linie auf das System Japan, auf seine verwöhnten, egoistischen Kinder und auf die „Biedermänner“ (S.50), die es durch ihre Passivität und Gleichgültigkeit stützten, obwohl es seine Mitglieder bevormunde, sie bedenkenlos als Humankapital im internationalen Leistungswettbewerb einsetze und ihnen konsequent Lebensfreude vorenthalte. Neumann bemerkt zum Dasein des Angestellten:

Die Firma überschüttet sie mit Geld, damit sie stillhalten, damit sie nie auf den Gedanken kommen, ein wichtigeres Lebensziel zu suchen als das Wohl ihrer Firma (und eventuell der eigenen Karriere). Dieses Geld reichen sie an Frau und Kinder weiter, damit auch diese nicht auf die Idee kommen, nach einer interessanteren Lebensform als der der virtuellen Familie mit der ständigen Abwesenheit des Vaters zu suchen (S.135).

Noch galliger wird Neumann, wenn er über die Konditionierung widerspruchsloser Konsumenten schreibt:

Sie jammern viel über den Verlust ihrer kulturellen Grundpfeiler, aber es ist nicht das Schreckgespenst Westen, es sind die eigenen Konzerne, die diese ureigenen Werte pervertieren, indem sie sie als Mittel zur Steuerung der Verbraucher und auch der Mitarbeiter mißbrauchen (S.142).

Warum, so fragt sich der Verfasser immer wieder, opfert man sich in diesem Land so bereitwillig auf, nimmt alle Vorgaben von Politik und Großkonzernen widerspruchslos hin? Ein Gedanke, der manchen Japanfahrer überfällt. Die Verbitterung Neumanns ist die eines Westlers, der zu lange dem, was man als japanische Propaganda oder als inländische Reproduktion eines normativen Japanbilds bezeichnen könnte, ausgesetzt war. Nun projiziert er diese von den Medien und von kulturmissionarisch ambitionierten Personen verbreiteten Identitätsbekräftigungen mißmutig auf jeden japanischen Mitmenschen, ohne hinter die Fassaden zu schauen und das Individuum im Gegenüber erblicken zu wollen. Froh berichtet der Wahljapaner Neumann nur von den siegreichen Akten zivilen Ungehorsams, die ihm und ihm bekannten Ausländern gelungen sind: Einmal verhindert ein deutscher Freund mit einer „Kneifzange“ weitere unerwünschte frühmorgendliche Berieselungen durch den Wohnheimlautsprecher (S.19), ein anderes Mal wirft sich Neumann mit seinen Zechkumpanen mutig einem

(kleinwüchsigen) Gangster entgegen und rettet den bedrohten japanischen Mitbürger, nur um sich wieder gehörig zu entrüsten:

Auf unserer Straßenseite standen mindestens 50 Japaner in sicherer Entfernung und gafften hinüber, immer mehr Leute blieben stehen. Aber keiner tat etwas, alle schauten nur zu (S. 50).

Neumann kommt zu dem Schluß: „Der einzelne Japaner bleibt immer Verlierer in diesem unbeweglichen System“ (S. 128).

Ein Teil der Beobachtungen und Hinweise sind durchaus pointiert und treffend geschildert. Tôkyôs Müllproblem („Parolen statt Mülleimer“), die japanische Obsession mit allem Eßbaren („Die mit dem Bauch denken“), die für manchen Nichtjapaner wohl erstaunlichen Schlafgewohnheiten des Inselreichs („Bett? Nein, danke!“). Viele der Anmerkungen entbehren aber der Originalität und entsprechen dem bereits in zahlreichen Traktaten kolportierten, hinlänglich bekannten neoorientalistischen Repertoire: Der Japaner ist Arbeitsfanatiker, Selbstmordkandidat<sup>3</sup> und fanatischer Hausschuhträger („Das Elfte Gebot: ‘Du sollst deine Schuhe ausziehen!’“). Leider fehlt den Einblicken jede soziologische Perspektive, die Anerkennung gesellschaftlichen Wandels und eine damit verbundene zeitgeschichtliche Einordnung. Die Saturiertheit der japanischen Gesellschaft ist keine Konstante der japanischen Kultur, sondern ein auch von japanischen Stimmen negativ bewertetes Phänomen der letzten Dekaden, insbesondere der 80er Jahre und ihrer Bubble-Mentalität.

Bedenklich ist Neumanns Japankritik, wenn er das Land und seine Bewohner in ihrer Gesamtheit mit Geraune bezüglich schwelender Welteroberungsambitionen dämonisiert, schwer erträglich wird sie, wenn sie – was vor allem ein Problem des sprachlichen Registers zu sein scheint – in verletzende Formulierungen entgleist. Japanische Touristen als „Witzfiguren“ (S. 121) zu sehen, entspricht einem Klischee, das nicht neu aufbereitet werden muß. Wird eine japanische Hawaii-Touristin (in Paraphrase) als „Yellow Cab“ tituliert (S. 155), schwingt ebenso wie in dem Satz „so daß man sich langsam zu fragen beginnt, ob die Japaner vielleicht auch von einer Kette hergestellt wurden“ (S. 134), ein menschenverachtender Ton mit, der das Buch deklassiert. Den Herausgebern der Reihe „Eichborns Schräge Bücher“ wäre hier mehr Sensibilität zu wünschen gewesen. So schlägt Neumanns „schräge“ Respektlosigkeit und seine provokative Absicht, eine modische interkulturelle *political correctness* zu unterlaufen, stellenweise in ein plumpes Idiom über, das in der Betonung des physischen und psychischen Gleichseins aller Japaner unangenehme alte Stereotypen reproduziert. Es verhindert, was die eigentliche Absicht des Autors gewesen sein mag:

---

3 Neumann berichtet von der Bahnhofsverwaltung Shinjuku, die dort angeblich ein Schild mit der Aufschrift „Bitte nicht zur Hauptverkehrszeit springen“ postiert hätte (S. 69). Schon Hi-jiya-Kirschner weist auf die Absicht, mit dieser nicht verifizierten Behauptung eine Pointe erzielen zu wollen: „Hier wird Japan um des Schockeffekts willen als Gesellschaft dargestellt, in der man aufgrund größerer Toleranz gegenüber dem Selbstmord bereit ist, außerhalb der Hauptverkehrszeiten zerfetzte Selbstmörder von den Schienen zu räumen“ (HIJIYA-KIRSCHNER 1988: 148).

Mit einem Kommentar über schwer zu verstehende oder für den Außenstehenden schwer zu akzeptierende japanische Alltagsmuster in Japan ein Umdenken anzuregen, und in Deutschland gängige, mittlerweile aber überholte Exotismen abzubauen.

### 3. Coulmas' Chrono-Ethnologie Japans und die deutschen Schreihälse

Florian COULMAS (1998): *Japan außer Kontrolle. Vom Musterknaben zum Problemkind*. Darmstadt: Primus Verlag.

— (2000): *Japanische Zeiten. Eine Ethnographie der Vergänglichkeit*. Reinbek bei Hamburg: Kindler Verlag.

— (2001): *Die Deutschen schreien. Beobachtungen von einem, der aus dem Land des Lächelns kam*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Die drei Beiträge des Linguisten, Kulturwissenschaftlers und Publizisten Florian Coulmas sind verschiedenen Genres zuzuordnen. *Japan außer Kontrolle* ist ein leicht lesbar gehaltener Überblick zum Thema der gescheiterten Erfolgsgeschichte Japans vor der Jahrtausendwende. *Japanische Zeiten* vertritt den Anspruch, die fernöstliche Kultur über eine Mentalitätsgeschichte der Zeit zu erschließen. *Die Deutschen schreien* ist eine Kritik der deutschen Gegenwartsgesellschaft, die sich, mit den Augen eines langjährigen Japanresidenten gesehen, als Hort von Grobianismus erweist.

*Japan außer Kontrolle* faßt die Probleme des gegenwärtigen Japan, die auch Uwe Schmitt diskutiert, in zehn übersichtlichen Artikeln zusammen. Behandelt werden die Themen Asianismus und japanische Identitätssuche im Zeichen der Globalisierung, der Streit um die Geschichtsbücher und die japanische Vergangenheitsbewältigung, der mangelnde Erfolg des oft vergeblich eingeforderten Reformkurses, Korruption, Konsum, Jugendkriminalität, Postmoderne und geistige Orientierungslosigkeit sowie Lebensmodelle von Frauen und Männern in der Post-Bubble-Ära. Coulmas gelingt es, die Thesen und Argumente unter Bezugnahme auf relevante Sekundärliteratur zu bündeln und dem Leser eingängig zu präsentieren. Stellenweise hätte man sich eine Vertiefung gewünscht, da manche Erörterung wie zum Beispiel die Passage über Endō Shūsakus letzten Roman *Fukai kawa* („Tiefer Fluß“; dt. *Wiedergeburt am Ganges*), der die Indienreise japanischer Sinnsuchender beschreibt und der als Beispiel für eine in den letzten Jahren registrierte Reasiatisierung Japans angeführt wird (S.42f.), den komplexen Sachverhalt, in diesem Fall die Aussage des literarischen Texts, zu sehr vereinfacht.

*Japanische Zeiten* widmet sich dem Empfinden und den Einteilungsmustern der Zeit in der japanischen Kultur. Vormoderne Modelle greifen auf die ostasiatischen, chinesischen Vorgaben zurück. Mit der Adaption der Technik westlicher Zeitmaschinen und des gregorianischen Kalenders habe sich eine traditionelle mit der modernen Zeitrechnung vermischt. Coulmas' Stoffsammlung enthält in vierzehn Kapiteln viele interessante Informationen, eine umfassende Vokabelliste (meist nur in lateinischer Umschrift) und zahlreiche schöne Abbildungen

zum Thema Zeit in Japan. Vorgestellt werden japanische Jahresfeste, das Kalenderwesen und die damit verknüpften Vorstellungen von Glücks- und Unglückstagen, religiöse Vorstellungen von Tod und Ewigkeit, die japanische Uhrenindustrie und die ökonomische Zeitverwaltung sowie politische Ären, Geschichtsverständnis und die Kriegsschuldfrage.

Die Idee, eine west-östliche Mischkultur der Zeit in Japan zu porträtieren, ist gut. Die Ausführung ist dem Autor jedoch nicht in allen Bereichen überzeugend gelungen. Das schon im Titel „Eine Ethnographie der Vergänglichkeit“ formulierte Anliegen, als wesentliches Moment des Japanischen eine Kultur der Vergänglichkeit nachzuweisen, tendiert in Richtung eines Neorientalismus. Sicher hütet sich der Verfasser vor allzu generalisierenden Feststellungen und widerspricht seiner These selbst nur allzu oft, so daß sich die Behauptung des „Gelingen einer in der Weltgeschichte einmaligen Revolution des Zeithaushalts“ (Umschlag) kaum nachvollziehen läßt. Die Hauptthese des Bandes besagt, daß bis heute eine japanische die vom Westen induzierte Zeitkultur des Rationalismus und der Rationalisierung durchdringe. Doch nicht nur in Japan halten sich die wahrgenommenen Anachronismen im Rückbezug auf vormoderne Zeitrechnungen und Weltdeutungen. Auch im Westen erfreuen sich esoterische Praktiken und Lehren wie etwa die Divination und die Astrologie im Zeichen der frei flottierenden Religiosität moderner Industrienationen immer noch und immer wieder großer Beliebtheit. Man kann nicht andeuten, Japaner besäßen aufgrund eines gleichsam angeborenen buddhistisch-vergänglichen Lebensgefühls oder eines Hangs zu Divination und Aberglauben ein anderes Zeitgefühl als Menschen im Westen, zumal es, wenn man will, viele unterschiedliche Zeitkulturen in westlichen Ländern gibt und viele Phänomene in Japan einem beständigen Wandel unterliegen.

Als eine Spur zu leicht empfindet man den essayistischen Plauderton und die määndernde Argumentation, die Beispiele aus der Populärkultur mit philosophischen und literarischen Einwüfen verbindet, hier einen japanischen Denker, dort einen westlichen Theoretiker zu Wort kommen läßt, wenn es um geschichtliche Belange des Inselreichs geht. Das Problem der Kriegsschuld (S. 173–174) ist mit einem Exkurs auf Ian Burumas Rezeption der Schamkulturformel von Ruth Benedict und einem Verweis auf Nishibe Susumu (dessen Profil nicht weiter diskutiert wird)<sup>4</sup> sicher verkürzt. Für sich genommen sind die einzelnen Themenfelder des Buches gut recherchiert und informativ. Aus den heterogenen Diskursen erschließt sich dem Leser die japanische Kulturgeschichte der Zeit freilich nicht ohne weiteres, auch das Bild Japans bleibt seltsam blaß.

Wesentlich mehr Temperament legt Coulmas in dem schmalen Band *Die Deutschen schreien an den Tag*. Zum einen liegt dies an dem lebhafteren Stil,

---

4 Nishibe, geb. 1939 in Hokkaidō, ist ein umstrittener konservativer Publizist. Er gehörte zunächst der linksradikalen Studentenbewegung an, um dann als Professor für Philosophie, Wirtschafts- und Sozialkunde an der renommierten Universität Tōkyō zu lehren. 1988 quittierte er den akademischen Staatsdienst und ist seither ein medienpräsender Diskutant, der sich für die Stärkung der Position Japans und seines Nationalbewußtseins einsetzt.

der ohne philosophierendes Gepräge auskommt, zum anderen an den witzigen und prägnanten Schilderungen des „ungeschminkten Wahnsinns des deutschen Alltags“ (frei nach Neumann) in einem „Kaff am Niederrhein“ (S.13). Im Bestreben, die Unzufriedenheit mit dem neuen Leben und der „Lebensqualität“ (S.186) in deutschen Landen auszudrücken, erscheint Japan in den Augen des Autors stellenweise als Insel der Glückseligen. Wenn der Verfasser die unbestrittene Schönheit der japanischen Kaufhauskultur beschreibt und sie mit der deutschen Servicewüste vergleicht, in der sich pampige Kassiererinnen vor ihren Kunden hinter Säulen verstecken (S.129f.), oder den Verlust der Form im sozialen Umgang der Deutschen registriert, dem gegenüber die Harmonie des Ritus in Japan vorzuziehen sei (S.171), weiß man: Die Deutschen schreien nicht nur, sie *nerven!*

#### 4. Schmitts respektvolle Resignation

Uwe SCHMITT (1998): *Sonnenbeben. 50 Improvisationen über Japan*. Göttingen: Edition Peperkorn.\*

— (1999): *Tokyo Tango. Ein Japanisches Abenteuer*. Mit 23 Fotografien von Nobuyoshi Araki. Frankfurt a.M.: Eichborn Verlag. (= Die andere Bibliothek, 171)\*\*

— (2000): *Mondtränen, Bürohelden und Küchengerüchte. Japanische Widerreden*. Wien: Picus Verlag.

Uwe Schmitt, der von 1990 bis 1997 als Auslandskorrespondent der *FAZ* in Tôkyô lebte, publizierte Ende der 90er Jahre drei Japanbücher. *Sonnenbeben* und *Mondtränen* enthalten ausgewählte Artikel, die Schmitt für seine Zeitung verfaßte. *Tokyo Tango* umfaßt siebzehn Kapitel, in denen Schmitt sich auf intimer Ebene in ausgedehnten Reflexionen seinem Gegenstand, Japan, annähert: „Ich betrieb sinnliche Bohrungen durch alle Gesellschaftsschichten und legte mir Proben an“ (*Tango*, S.31). Schmitts Psychogramm Japans geht sowohl in *Tokyo Tango* wie auch in *Mondtränen* von der Befindlichkeitsdiagnose des Inselreichs aus, das in den 90er Jahren in Folge der Wirtschaftsflaute sein Selbstvertrauen eingebüßt zu haben schien. Der Journalist attestiert dem Land Schwermut und manisch-depressive Züge (*Tango*, S.7), ruft in seinen Essays aber konsequent dazu auf, ein Japan in der Krise nicht zu bemitleiden oder Japans Mißerfolg nun mit Desinteresse zu quittieren, denn das bekäme dem Land mit seinen ausgeprägten isolationistischen Tendenzen ebensowenig wie es Häme verdient habe. Schmitt, der immer wieder – und angesichts der westlichen Japaner = Witzfigur-Mentalität, die sich selbst des Kalauers über die mangelnde Zeugungsfähigkeit des Kronprinzen via Blickrichtung Hosenstall nicht enthal-

\* Siehe auch die Rezensionen von Birgit GRIESECKE und Jens HEISE, in *NOAG* 165–166 (1999), S.325–331.

\*\* Siehe auch die Rezension von Markus RÜTTERMANN, in *NOAG* 165–166 (1999), S.331–333.



ten konnte – sicher zu Recht mehr Respekt für Japan einfordert, legt ein pädagogisches Temperament an den Tag. Der Verfasser konzipiert seine Japanberichte als Kulturbeobachtungen eines angemessen zurückhaltenden Westmenschen, der über die Dinge, die er wahrnimmt, staunt, sie aber keinesfalls als neue Exponate in ein europäisches Kuriositätenkabinett einordnen möchte (*Tango*, S.12).

Was Schmitts Darstellung kennzeichnet, ist, daß er kein letztes Urteil fällen möchte und versucht, seine Überlegungen mit Rückbezug auf Aussagen und Schriften von historischen (etwa Lafcadio Hearn, Kurt Singer) und zeitgenössischen Japankennern aus journalistischem oder akademischen Umfeld (z. B. John W. Dower, Katô Shûichi, Donald Richie, Marcel Pinguet, Gebhard Hielscher, Klaus Harpprecht, Herbert Worm) zu fundieren. Wenn von seinem Dasein als des Japanischen nicht mächtigem *gaijin* (Ausländer) die Rede ist, von japanischen Sozialstrukturen und Sozialisationsmustern, von Medienkartellen, heißen Quellen, japanischer Politik sowie von seinem japanischen Schwiegervater (S.98ff.), seinen Erfahrungen in den Amtsstuben und in öffentlichen Verkehrsmitteln, wägt der Verfasser sorgfältig ab. Befremdung bis hin zur gedämpften Entrüstung artikuliert Schmitt vor allem in den *FAZ*-Beiträgen. Themen sind hier japanische Wettspielshows (*Sonnenbeben*, S.223–227), das Erdbeben in Kôbe, Schülerelbstmorde, die triste Situation von Strafgefangenen in Japan und die Defizite der japanischen Leistungs- und Konsumgesellschaft. Auch zur tristen Situation japanischer Männer weiß Schmitt etwas anzumerken:

Wozu hatten sie sich durch die Prüfungshölle an den Highschools gequält und ihr Universitätsexamen abgelegt, wofür hatten sie alle Abteilungen ihres Unternehmens durchlaufen, hatten geheiratet, ein Kind gezeugt, zu viel geraucht, zu viel getrunken und an vielen Wochenenden geduldig „Familiendienst“ verrichtet? Sie waren die Bauernopfer des Angestelltenstaats für die soziale Harmonie (*Tango*, S.250).

Daß der Journalist auf wunde Punkte der japanischen Gesellschaft verweist wie auf die „Abrichtungsrituale der Männer“ (*Tango*, S.251), auf den starren Bürokratismus, auf Gruppismus, „Ganbarismus“ (S.272), auf die „Geschichtsfälschung“ (S.77) sowie auf die Bildungsmisere (S.268ff.) und – weitausholend – auf die „Lebenslüge“ des japanischen Wirtschaftswunders (*Mondtränen*, S.57), sich zu problematischen Gestalten wie dem rechtslastigen Verleger Kadokawa Haruki (*Mondtränen*, S.70–73) und dem Religionsstifter Asahara Shôkô (*Sonnenbeben*, S.227–232) äußert, werteten japanische Kritiker als Belastung der deutsch-japanischen Beziehungen (*Tango*, S.65, 128–129). Diese Einschätzung verfehlt die Absicht des Autors. Zum einen hat Schmitt wohl recht, wenn er den auf die Mahnung folgenden Rückzug des ihn mahnenden japanischen Diplomaten mit dessen vermutlicher Einsicht erklärt, daß ein kritisches Nachdenken über Japan besser sei als Desinteresse. Zum anderen pflegt der Verfasser eine sensible Sprache. Man kann ihm nicht unterstellen, aus Sensationslust den Focus allein auf die für den Westmenschen spektakulären Phänomene der japanischen Gegenwartsgesellschaft zu richten. Vieles ergibt sich aus

dem Tagesgeschehen und ist nicht unbedingt dem gängigen Japanrepertoire entnommen, obwohl auch Schmitt auf die vielzitierte (etwa bei Neumann)

stündliche Schwimmbeckenräumung (S. 110) verweist (hier wird sie damit erklärt, daß man den Beckenboden nach Ertrunkenen absuchen wolle) und auf die Bahn-Selbstmörder (ebenfalls bei Neumann) zu sprechen kommt. Die Behauptung, das Bahnhofspersonal ersuche per Schild die Selbstmordkandidaten, ihrem Leben möglichst nicht zu verkehrsträchtigen Zeiten ein Ende zu setzen, dechiffriert der Verfasser als Großstadtlegende.

Schmitt betont den Anspruch, gegen das Japanklischee des westlichen Bildungsbürgertums anzuschreiben, das seit mehreren Jahrzehnten *wabi* und *sabi*, Zen, Trauer und Einsamkeit kultiviert. Er hält fest:

Auf verräterische Weise schuldig geblieben sind die Beobachter die Be-  
weise für Japans Vitalität, seine Lebenskunst in Widersprüchen. Das Ein-  
fältige, Rohe, Sinnliche, Kindliche, Krampfhaftes, Brutale, Lustige, Tap-  
fere, jedenfalls das Alltägliche in Japan hat es mir angetan (*Tango*,  
S. 261).

Ebenso beeindruckt den Autor international kompetente, ambitionierte Persönlichkeiten wie der Bildungsreformer Esaki Leo (S. 268–270) und der Politologe Mushakōji Kinhide (S. 157–159), deren Wissen und Ambition, so bedauert Schmitt, in einem Japan, das an seinen verkrusteten Strukturen festhält, nicht immer auf Akzeptanz trifft.

Am Ende räumt der Verfasser Enttäuschung und Resignation in Bezug auf die interkulturelle Begegnung mit Japan ein: „Japan kann abstoßen und es kann erschöpfen“ (S. 87), und er zieht ähnliche Einschätzungen anderer Japanfahrer wie Basil Hall Chamberlain (S. 294), Donald Richie (S. 107) oder Seidensticker (*Sonnenbeben*, S. 300–301) zu Rate. Differenzierter als Neumann, aber in der Aussage und auch im bitteren Nachgeschmack nicht unähnlich, moniert Schmitt die Selbstinszenierung Japans als „grandioses Gesellschaftsdrama“, das den Außenstehenden auf die Dauer strapaziere:

Laien gibt es nicht, jeder beherrscht seine Rolle. Selbst wer nicht mit-  
spielt, weil er krank, kriminell, Künstler oder Ausländer ist, entkommt  
den Dramaturgen nicht. Erst seit die Welt zuschauen darf (was nie vorge-  
sehen war), wirkt das Spiel auch auf Mitspieler bisweilen kleinlich, pro-  
vinzlerisch, possierlich wie das fadenscheinige Hampeln von Marionetten  
(*Tango*, S. 19).

Sein Fazit einer gründlich abgekühlten Leidenschaft findet sich in der leitmotivisch wiederholten Bezugnahme auf die insistierende Frage verschiedener japanischer Bekannter: „Wann fahren Sie eigentlich wieder nach Hause?“ (*Tango*, S. 93, 305). Schmitt, der die japanische Gesellschaft als meisterhafte, aber einengende und bedrückende Inszenierung wahrnimmt (S. 19, 118), die Intellektuellen als machtlose Kritiker ihres Landes (S. 168) bemitleidet<sup>5</sup> und vermutet, daß sich auf der Insel so schnell nichts ändern wird, gesteht, zu guter Letzt die

5 Der Prototyp des aufrichtigen Intellektuellen ist für Schmitt der Schriftsteller Ôe Kenzaburô, mit dem er anlässlich der Nobelpreisverleihung ein persönliches Gespräch führt (*Tango*, S. 168–172). Schmitt positioniert Ôe als den „Guten“ gegen eine Reihe national orientierter Künstler und Intellektueller, wobei er allerdings die Komplexität der Gemengelage erkennt; auch Ôes Argumentationen sind zuweilen diskussionsbedürftig.

Neugier verloren und „Nieder mit dem Exotismus!“ rufend eben Japans Normalität entdeckt zu haben (*Mondtränen*, S. 12, 15, 17). Einschränkend wäre hier zu bemerken, daß sich das angestrebte Bild eines entexotisierten Japans sicher verlässlicher in direkten Dialogen mit japanischen Gesprächspartnern hätte erstellen lassen, der Verfasser, wie er offen bekennt, diesen mühsameren Weg aber nicht hat gehen können oder wollen. Schmitt erhielt 1995 den Joseph-Roth-Preis für internationale Publizistik, 1997 den Theodor-Wolff-Preis. Heute lebt der Journalist mit seiner Familie als Korrespondent der *Welt* in Washington.

### 5. Merry Christmas Amélie, oder Japan als Arena des erotischen Kampfs

Amélie NOTHOMB (2000): *Mit Staunen und Zittern*. Zürich: Diogenes.

Amélie Nothomb ist ein Kind der Insel. Die Tochter eines belgischen Diplomaten wurde 1967 in Kôbe geboren, verbrachte viele Jahre in Japan und China, und war, so die Legende, dabei, einen Japaner zu heiraten, als sie sich entschloß, Schriftstellerin und Europäerin zu werden. Seit dem Erscheinen von *Hygiène de l'assassin* (dt. *Die Reinheit des Mörders*, 1996) im Jahr 1992 ist die Bestsellerautorin Star der französischen Literatur- und Medienszene. Für *Mit Staunen und Zittern* (*Stupeur et tremblements*) erhielt sie 1999 den Grand Prix de l'Académie française.

Die Amélie des Romans erhält die Möglichkeit, in das von ihr geschätzte Land ihrer ersten Lebensjahre zurückzukehren und in einem japanischen Unternehmen zu arbeiten. Die Kapazitäten der ausländischen Mitarbeiterin werden jedoch keinesfalls ausgeschöpft. Ihre Aufgaben bestehen darin, sinnlose Kopien anzufertigen, Tee zu servieren, die Kalender zu aktualisieren oder die Post auszuteilen. Der Leiter einer anderen Abteilung gibt ihr, die Hierarchiestrukturen unterlaufend, die Chance, einen Bericht für ihn auszuarbeiten. Dieser ist exzellent, doch Fräulein Mori, Amélies direkte Vorgesetzte, eine begabte und attraktive Frau, hinterbringt dem obersten Chef das unorthodoxe Vorgehen. Mori Fubuki, die selbst einen steinigen Weg gehen mußte, will den raschen Aufstieg ihrer Untergebenen nicht hinnehmen. Nun kommt es zu einem Kleinkrieg zwischen Amélie und Mori Fubuki, in dem Amélie zum Opfer der rigiden japanischen Firmenhierarchie wird, in ihrer Opferrolle – dem Vorbild der duldungsstarken Japanerin gemäß und mit ihr konkurrierend – aber so virtuos agiert, daß sie letztlich nicht als Verliererin vom Feld geht. Die Auseinandersetzung mit Mori, die sie beauftragt, die Toiletten der Etage zu reinigen, und sie mit dieser Demütigung zur freiwilligen Kündigung zwingen will, bedingt ein sadomasochistisches Spiel, in dem sich Amélie nach außen hin Moris Verdikten unterwirft. Amélie fordert die japanische Vorgesetzte zu einem erotisch unterlegten Machtspiel heraus, ein Spiel, das Mori als Kulturkampf zwischen westlicher Individualität und japanischer Disziplin versteht.

Amélie Nothomb legt in diesem Text eine autobiographische Fährte, die man allerdings nicht überbewerten darf. Als authentische Erfahrung japanischen

Angestelltenlebens ist diese Schilderung kaum gedacht, dafür sind die Manierismen zu deutlich. Die Autorin setzt es sich nicht zum Ziel, altbekannte Japanklischees zu wiederholen, sondern nutzt die japanische Kulisse als geeigneten Ort für ihre Analyse der Täter- und Opfermentalität. Der Japaner wird zum Meister des Psychoterrors, die japanische Firma erscheint als der ideale Schauplatz für die zwischenmenschliche Konfrontation Nothombscher Prägung: Wollüstige Unterwerfung, die Lust der Selbstnegierung und der Triumph, wenn die Heldin in einem temperamentvollen Szenario den Gegner (oft ein beliebter älterer Mann) durch die Kraft ihres Intellekts auf einen fatalen Irrweg führt.

Inspiziert ist das japanische Setting in diesem Fall von Nagisa Ôshimas seinerzeit viel beachtetem Film „Merry Christmas Mr. Lawrence“ (1983), der den Japandiskurs der achtziger Jahre repräsentiert und im Zeichen der postmodernen Ethnizitäts- und Interkulturalitätsdebatte steht. Celliers, ein britischer Südafrikasiedler, trifft in einem japanischen Gefangenenlager auf den japanischen Offizier Yonoi, ebenfalls gespielt von einem bekannten Musiker, Sakamoto Ryûichi. Die intellektuelle und sexuelle Spannung zwischen den Protagonisten kulminiert in einem mehrdeutigen Bruderkuß, mit dem der weiße Offizier den Japaner vor versammelter Mannschaft überrascht und gleichsam überwältigt. Die Geschichte dieser west-östlichen Begegnung endet mit der Vollstreckung des Todesurteils gegen Celliers, der, bis zum Kopf eingegraben im Sand, einen grausamen Foltertod findet.

Nothomb läßt die Amélie des Romans sagen: „Ich konnte nicht umhin, eine Parallele zwischen dieser Geschichte und meinem Leiden in der Firma Yumimoto zu sehen. Gewiß, die Strafe, die ich erlitt, war eine andere. Aber immerhin war auch ich eine Kriegsgefangene in einem japanischen Lager und meine Peinigerin war mindestens ebenso schön wie Ryûichi Sakamoto“ (S.131). Für typisch japanisch erachtete Charakteristika wie Gehorsam und Selbstverleugnung sowie eine maschinenhafte Effizienz, unter der eine sensible, fast hysterische („weibliche“) Erregbarkeit schwelt, werden sowohl in Ôshimas Film wie in Nothombs Roman als Gegenpol zum „westlichen“ (männlichen) Wesen mit seiner Aspiration eines übergeordneten theologisch-philosophischen Orientierungspunkts beschrieben.

Die weibliche, in bestimmten Polaritäten suspendierte Begrenzung des Orientalen (wahlweise des Indianers oder des Klingonen) gilt es dem romantischen Konstrukt nach zu überwinden und einen Sieg des westlichen Wesens (mit seiner Koordinate Gott) zu demonstrieren, das dazu fähig ist, sich selbst zu befreien. Die Fähigkeit der Selbstbefreiung im mit gesteigerter Individualität konnotierten Bruch der Regeln (Celliers gebärdet sich im japanischen Lager aufreizend lässig als Blumen essender Anarchist), der zugleich ein das christliche Geschehen paraphrasierendes Erlösungsmoment beinhaltet – läßt Amélie als Siegerin aus dem Kulturkampf hervorgehen. Sie ist nach ihrer *imitatio Christi* („...ich bin der Christus des Computers“, S.69), ihrem Opfer (ihrem imaginierten, ironisierten Opfertod) und der dadurch erlangten Erlösung (Wiederauferstehung) frei, sich in einer anderen als in der engen, durch grausame Rituale be-

stimmten japanischen Stammesgesellschaft (Vergleich des Computers von Fubuki mit einer Statue von den Osterinseln, S.69) zu verwirklichen, während Mori Fubuki als ein kaum beachtetes Rädchen im Getriebe dem Vergehen der Zeit, dem Altern ausgeliefert, in Japan zurückbleibt. Von ihr wird es kein Zeugnis geben als das, das Amélie ihr in neo-spätzeitlicher, blasphemischer Nachahmung der christlichen Passion gestiftet hat: „Ich umarme Fubukis Computer und bedecke ihn mit Küssen. Auch ich bin eine arme Gekreuzigte“. Und: „Fubuki soll mir den Tod geben. Sie soll mir den Kopf abnehmen wie den Deckel von einer Pfefferdose. Mein Blut wird fließen, und es wird schwarzer Pfeffer sein. Nehmet und esset davon, denn das ist mein Pfeffer, der ausgestreut sein soll für euch und für alle, der Pfeffer des neuen und ewigen Bundes. Und ewig sollt ihr niesen, mir zum Gedenken!“ (S.70–71).

Nothombs Buch ist eine originelle Umsetzung des Motivs Japan im Rahmen ihrer Denkfiguren, und eine spannende literarische Ergänzung der Ikonographie des West-Östlichen. In die Reihe der Japanbashing-Werke wäre der Text, wie mancher vielleicht vorschnell meinen mag, nicht einzuordnen, obschon Nothomb konstatiert:

Als Kind war ich von der Schönheit meiner japanischen Umgebung so überwältigt gewesen, daß ich aus dieser Erinnerung noch immer schöpfte. Nun hatte ich die verächtliche Abscheulichkeit eines Systems vor Augen, das von allem was ich geliebt hatte, nichts wissen wollte, und dennoch hielt ich den Werten, an die ich glaubte, die Treue (S.113).

Nothombs spöttische Überspitzungen zeigen, daß ihr Hauptanliegen nicht die Demontage Japans darstellt – von dessen Projektion als Gehorsam heischendes Kollektiv sie nebenbei ein ironisches Psychogramm entwirft. Die Autorin bekennt sich vielmehr in der Nachfolge eines August von Platen („Wer die Schönheit angeschaut mit Augen...“) zu einem absoluten Ästhetizismus, der ihren Figuren als höchstes Ziel der Lebensführung und als Heilslehre gilt.

Amélies Erwartungen an die Erotik der Unterwerfung und Züchtigung sowie an die Vollkommenheit des Grausamen werden zum Ende der Geschichte nicht enttäuscht. Ritterlich-romantisch bezeugt Fubuki, nachdem Amélie schon nach Europa zurückgekehrt ist, vor einem als gleichwertig erkannten Gegner Achtung: Sie schickt der ehemaligen Konkurrentin anlässlich des Erscheinens ihres ersten Romans ein Glückwunschtelegramm in japanischer Sprache – eine Entsprechung zu Yonois Geste, der Celliers noch einen nach außen hin kühl wirkenden militärischen Abschiedsgruß entboten hat.

## **6. Das sino-japanische Moment im globalen Netzwerk (mißlungener) zwischenmenschlicher Kontaktaufnahmen**

Thorsten KRÄMER (1999): *Neue Musik aus Japan*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.

Ein Reigen von zwanzig Begegnungsszenarios fügt sich in *Neue Musik aus Japan* zu einem als Roman bezeichneten Gefüge, in dem der Kölner Avantgar-

deautor ein sino-japanisches Moment sowohl als Kunst- und Strukturprinzip wie auch als inhaltliche Argumentation einsetzt. Der sorgfältig komponierte Text, der einen Zeitraum von dreiundzwanzig Jahren (1974–1997) umspannt, imitiert eine nicht-lineare, netzwerkartige Formation und beruht auf einer mathematischen Denkfigur, die als „small-word-effect“ oder „six-degrees-of-separation-theory“ bekannt ist. Der italienische Physiker Guglielmo Marconi, der sie ursprünglich entwickelte, nahm an, daß jeder Mensch über sechs andere Weltbürger mit jedem anderen bekannt sei.<sup>6</sup> Diese These entwickelt Thorsten Krämer als literarische Diskussion aktueller Konzepte wie Identität, Globalität und Transkulturalität.

Japan ist in diesem Buch, wie auch in der Erzählungssammlung *Fast schon ein Glück* (Kiepenheuer und Witsch 1998), die Chiffre für die Differenzierung der globalisierten Mediengesellschaft, eine Chiffre, die zu entschlüsseln ist und die als Kommunikationsmittel eigener Befindlichkeit dient. Sie illustriert, wie schwierig das Lesen und Übersetzen unvertrauter Zeichen sein kann, wie verwirrend die Botschaften verschiedener fremder Medien. Zum einen geht es um das Medium Sprache im interkulturellen Dialog (mit dem japanischen oder chinesischen Mitmenschen), zum anderen um die Imaginationen des Anderen und die Definitionen des Selbst. Selbst und Anderes sind immer durch den begrenzten Rahmen individueller Verstehensfähigkeiten markiert. So fungiert im Falle Arnds (aus dem ersten Kapitel) japanische Musik, die er auf einer Kassette für Anne, eine neue Bekannte, zusammenstellen möchte, als Träger des Temperaments und der Intention des deutschen Protagonisten. Arnds Interpretation zeitgenössischer japanischer Popmusik wird in der dreizehnten Episode von Haruki, einem in Deutschland lebenden Japaner, als inadäquat zurückgewiesen.

Der Bezug zu Japan datiert in Krämers Textkosmos in das Jahr 1974 (vierte Episode), in dem der Deutsche Martin in Tôkyô auf Haruki und seine Tante Makiko trifft, die seine Frau wird. Martin, auf den wir auch noch in der sechzehnten Episode treffen, berät zwei Sequenzen später Elisabeth Mira, deren Mann sich auf Dienstreise in Japan befindet und die glaubt, am Telefon durch die Mitteilung eines japanischen Hotelangestellten erfahren zu haben, daß ihr Mann fremd geht. Martin führt für sie auf Japanisch ein zweites Gespräch. Elisabeth erreicht nun ihren Mann, und die Situation wendet sich, wie man vermuten kann, zum Guten. Ein Rest an Ungewißheit bleibt jedoch bestehen.

Wenn man so will, ist Krämers Text nach Otto Julius Bierbaums *Das schöne Fräulein von Pao* aus dem Jahr 1899 das längst fällige Beispiel eines neuen Japanologen- und Sinologen-Romans. Wie Bierbaum (Bi-bao-mo) spielt der Autor, der sich in einem dem Text vorangestellten Motto auf Karl Mays „Blau-roten Methusalem“ (1892) bezieht, mit dem Multilingualen. Dem, der die kryptische Sprache, nämlich die ostasiatischen Sprachen Japanisch und Chinesisch,

---

6 Dieser Hinweis und andere Erläuterungen zu Krämers Werk und seinen Asienbezügen finden sich in Mathias Mertens' im Internet publiziertem Aufsatz „Japan ist dabei so eine Art Scharnier. Thorsten Krämers Prosa des Missverständnisses“ (<http://www.mathias-mertens.de/kraemer.htm>).

beherrscht und deren Botschaften zu entziffern weiß, kommt eine wichtige Mittlerfunktion zu. Krämer streut (in Transkription) japanische (*anata wa nihonjin desu ka?* S.23) und chinesische Sätze (*Nǐ shì bù shì zhōngguó rén?* S.86) in den Text ein, die für den, der dieser Sprachen nicht kundig ist, undeutbar bleiben. Insofern ist der Leser ebenfalls auf die Erklärung der Situation durch die japan- und chinakundigen Protagonisten angewiesen, und steht auf gleicher Ebene mit ihrem Wissen, Verstehen oder Nicht-Verstehen.

Den „Triumph der Übersetzbarkeit“,<sup>7</sup> wie ihn Karl May in *Der blau-rote Methusalem* feiert, weist Krämer zurück. Seine interkulturellen Spezialisten sind sich in ihren Einschätzungen nicht selten unsicher, wissen die Lage nicht bis in alle Details zu deuten. Haruki, der japanische Deutschlandfan, schätzt Arnds Zusammenstellung japanischer Musik nicht richtig ein. Er ist auch als Japaner und DJ keine letzte Instanz in Sachen japanischer Musik, und als Anwärter auf eine Beziehung zu Anne letztlich kein gerechter Beurteiler. Arnd, der seinen Kassettenentitel „Made in Japan“ parodistisch meint, ist es durchaus bewußt, daß Sakamoto Ryūichi (und sein Konzept der World Music, bzw. eines intellektualistischen Ethno-Pop) bereits einer vergangenen Ära japanischer Gegenwartsmusik angehört. Daniel, der Japanisch und Chinesisch spricht und 1989 in Prag auf Kai, einen jungen Chinesen aus der DDR, trifft, ihn zunächst für einen Japaner hält und dann von Kais Fluchtabsichten in die deutsche Botschaft erfährt. Er wird Zeuge von Kais mutiger Unternehmung.<sup>8</sup> Daniel schämt sich am Ende für seine Unkenntnis und seine „eigene Einfallslosigkeit“ (S.25).

Die Unsicherheit der Einschätzung beginnt schon in der Deutung deutsch-deutscher zwischenmenschlicher Interaktion, insbesondere in Mann-Frau-Beziehungen, oder auch in Selbstdefinitionen, in Wahrnehmungen der eigenen Person und der Umwelt. Das Bemühen, Sinnbezüge herstellen zu wollen, kann paranoide Ausmaße annehmen, der Versuch, einen Partner zu finden, mit dem man sich auch der eigenen Identität sicherer wäre, in tiefer Enttäuschung enden. Bernhard, der 1995 mit seiner neuen Freundin Doris über den Sinn einer ihrer Erzählungen in Streit gerät und ihr die Autoreifen zersticht, sagt zwei Jahre danach:

Ich habe vor Jahren einen, na ja, so eine Art Nervenzusammenbruch gehabt, weil ich mich in diese fixe Idee verrannt hatte, daß man irgendwie verstehen müßte, was alles gleichzeitig geschieht, die verschiedenen Lebensläufe von Menschen, die zufällig alle gerade in einem Bus sitzen und so weiter... (S.130).

7 Siehe Hans-Walter SCHMIDT-HANISSA (2000): „Kang-keng-king-kong. Sprachexotismus und Multilingualismus in Karl Mays *Der blau-rote Methusalem*“, in: GEBHARD, Walter (Hg.): *Ostasienrezeption zwischen Klischee und Innovation. Zur Begegnung zwischen Ost und West um 1900*. München: iudicium, S.305–328.

8 Krämer macht mit der Figur des Kai eine autobiographische Anspielung auf seinen Schwiegervater; Yeh Kai war Besitzer des Kölner Verlags Kai Yeh, der seinerzeit die sinologisch-japanologische Übersetzungszeitschrift *Hefte für Ostasiatische Literatur* verlegte; ihm widmet er auch seinen Roman.



Anton, der 1991 an der Universität Konstanz eine Assistentenstelle antritt und, von einer Studentin in den Hinterhalt gelockt, mit einem einschlägigen Photo erpreßt wurde, trifft 1995 als Dozent der Humboldt-Universität auf die Chinesin Xin. Das Medium Photographie spielt in dieser Episode als einigermaßen bedrohlich erlebtes Moment der Realitätsveränderung und Wirklichkeitsverzerrung eine wichtige Rolle. Im konkreten Sinn ist damit die Lebensveränderung des Dozenten Anton gemeint, der seine Stellung verlassen mußte, weil er sich unter Alkoholeinfluß täuschen ließ. Weiter gedacht weist die Photographie auf die trügerische Wahrnehmung von Realität hin. Sie vermittelt als technisches, gleichwohl gespenstisch-unheimliches Medium den Einblick in eine andere Welt: Eine andere, nur oft nicht wahrgenommene Realität sonderbarer Koinzidenzen, in der der Zufall als Sinnprinzip aufgewertet wird. Beispiel hierfür und für Antons geschärfte Aufmerksamkeit ist seine Entdeckung der (technisch als „Kunst“ etikettierten) Parallelwelt, die sich im Foto seiner Deutschschülerin Xin auftut (S. 158–159).

Die asiatischen und westlichen Protagonisten in Krämers Texten sind als soziale Figuren selbstverständlicher Bestandteil ihrer Umgebung. Insofern sind sie in das deutsche Gesellschaftsgefüge, das einen Kreis aus Studenten, Dozenten, Künstlern, Musikfans, Therapeuten, Suizidgefährdeten und interkulturell Interessierten (Daniel) umfaßt, problemlos integriert. Anders etwa als in Doris Dörries Erzählungssammlung *Samsara* (1996), in der chinesische und japanische Figuren fast ausschließlich im Zusammenhang mit der deutschen Yuppie-Esoterikszenen und ihrer Sehnsucht nach fernöstlicher Spiritualität auftreten,<sup>9</sup> läßt Krämer die Protagonisten Kai, Haruki, Makiko, Wen Wan, Shu-xia, Ren und Xin jenseits exotischer Muster agieren. Von asiatischer Religion spricht der Autor kaum. Nur am Ende des Texts ist von Hubert die Rede, der an einem buddhistischen Seminar in England teilnimmt, und der zugleich – eine Allegorie des Interreligiösen – als zukünftiger Partner der chinesischen Christin Xin eingeführt wird (S. 164). Religiös orientiert ist auch Daniel, der einer christlichen Gruppe angehört und Ren, einen Chinesen, dem er bei der illegalen Einwanderung hilft, sogleich missioniert (S. 86).

Eventuell wäre bei einer Überprüfung der Konzeption der asiatischen Figuren anzumerken, daß diese im Kontrast zu den problembelasteten deutschen Protagonisten eine hohe Anpassungsfähigkeit, Aktivität und Selbstbewußtsein verkörpern. Oft unterstützen sie die unsicheren, gefährdeten Europäer: Shu-xia rettet Andrea, die Selbstmord begehen will (fünfte Episode), Wen Wan geht auf den taubstummen Matthias zu (dritte Episode), Kai schenkt Daniel sein Auto, einen Trabant (zweite Episode). Obwohl man also konstatieren könnte, daß Krämers Asiaten Ganzheit und Güte verkörpern und damit in einer Tradition der westlichen Japanliteratur/Asienliteratur stehen, die den Asiaten als Heilsbringer

---

9 Siehe hierzu L. GEBHARDT (2002): „Sinnsuche – ein interkulturelles Phänomen: Zeitgenössische japanische Literatur im Zeichen von Religion und Esoterik“, in: *Zeitschrift für Germanistik*, 3 (= Sondernummer Interkulturalität), S. 523–531.

des Westlers visioniert, ist die Charakterisierung so vielschichtig, daß sich diese Komponente nicht als die tragende definieren ließe.

Mit feiner Ironie behaupten die asiatischen Figuren ihre Individualität gegen die jeweiligen Vereinnahmungen ihres westlichen Gegenübers, ohne daß in ihnen ein belehrender multikultureller Fingerzeig angelegt wäre. Die Ironie bildet eine zentrale Komponente in Krämers sorgfältig verästelter Komposition zwischenmenschlicher Kontakte. Die Schlußpassagen der einzelnen, sprachlich knapp und zurückhaltend geschilderten Episoden hinterlassen einen leicht spöttischen Nachklang, der auf die Vergeblichkeit jeder Verständigungssuche verweist: Die Protagonisten sind sich selbst fremder als sie das asiatische Gegenüber als fremd empfinden könnten.

### **7. Deutsch-japanische Allianzen im Krieg und in der Liebe, ein wohlgenährter Detektiv und eine Frankfurter Japanologin**

Gert ANHALT (2000): *Tote mögen keine Sushi*. München: Knauer/Droemersch Verlaganstalt.

Seit einiger Zeit sind Kriminalromane, die im historischen oder modernen japanischen Milieu spielen, populär. Man denke an Michael Crichtons *Nippon Connection*, an die holländischen Autoren Janwillem van de Wetering (*Totenkopf und Kimono*, 1992) und Suzanne Visser (*Das japanische Rätsel*, 2001) sowie an Laura J. Rowland (*Der Kirschblütenmond*, 1996; *Bundori*, 1999) und an Sujata Massey, die etliche erfolgreiche Bände (*Der Tote im Badehaus*, 1997; *Zuflucht im Teehaus*, 1998) über die Abenteuer der Detektivin Rei Shimura schrieb.

Mit Gert Anhalts Privatdetektiv Hamada Kenji betritt ein sympathischer Antiheld die Szene. Hamada, wohnhaft im Suginami-Bezirk (eine Eigenschaft, die er mit Murakami Harukis Protagonisten teilt), leicht beleibt, nicht eben sportlich und sich seiner Schwächen durchaus bewusst. Er bemüht sich um Coolness, weiß aber: „Außerhalb von Comicstrips, Fernsehschirmen und Videospiele ist Japan nun mal kein besonders günstiges Land für Helden“ (S.9). „Japaner brauchen keinen Privatdetektiv, weil sie nämlich kein Privatleben haben“ (S.11), meint sein amerikanischer Bekannter. Trotzdem hofft er auf einen echten Fall, der sein kriminalistisches Genie zur Geltung bringen würde. Als der vermögende Unternehmer Takahana sein Büro betritt, beginnen sich die Ereignisse zu überstürzen. Der schwerreiche Auftraggeber bietet Hamada eine immense Summe für einen Kurierdienst. Er fliegt als Geldbote nach „Furankufuruto“. Dort mischt man ihm Betäubungsmittel in die Sushi. Am nächsten Morgen erwacht er im Park, ein blutiges Schwert in seiner Hand, neben sich der geköpfte Manager der Katana-Gruppe, Mori, dem er am Vortag das Geld überbrachte.

Hamada weiß sich in dieser prekären Situation nicht anders zu helfen, als seine Jugendfreundin Susanne Helfrich zu kontaktieren. Susanne hat früher mit ihm an der Waseda-Universität studiert. Beide denken an Heirat, doch Hamada meint es nicht ernst genug und läßt nichts mehr von sich hören, als Susanne nach Deutschland zurückkehren muß. Sie schließt dort ihr Studium mit dem

Magister der Japanologie ab und bekommt eine gute Stelle in einer japanischen Firma. Es stellt sich heraus, daß es die Firma ist, die auch Hamada beauftragt hat. In dem Unternehmen schwelt ein Machtkampf der beiden Takahana-Brüder, Hideyoshi und Tomotake. Dem ersten Mordfall und dem folgenden, nicht weniger fatalen Verlauf der Ereignisse liegt ein gefährliches Geheimnis zugrunde, das im Zusammenhang mit einem deutsch-japanischen Bündnis der späten dreißiger Jahre steht.

Während Hamada sich mehr schlecht als recht um die Lösung des Rätsels bemüht, zu der auch ein verschollenes Buch mit dem Titel *Watashi no Harubin de no taiken* („Meine Erlebnisse in Harbin“) aus dem Jahr 1937 beitragen kann, wird er sich – auf einigen Umwegen – darüber klar, daß er Susanne immer noch liebt. Hamada und Susanne erfahren, daß der Erfolg der Katana Corporation auf dem Leiden und dem Tod unzähliger Menschen aufgebaut ist, die während der Kriegszeit in japanischen Lagern für medizinische Experimente mißbraucht wurden. In unseliger Allianz nutzten der Deutsche Ratinger und der Vater der Takahana-Brüder die Situation, um von den Ergebnissen für ihre Pharma- und Chemiegeschäfte zu profitieren. Die von Hamada beförderte Geldsumme war dafür gedacht, die Firma Ratinger und damit das verräterische Archiv, das noch Aufzeichnungen der Versuche der Einheit 731 und den Namen Takahanas enthielt, aufzukaufen; auch das gesuchte Buch, für das Manager Mori sein Leben ließ, barg diese belastenden Informationen. Nun kommt es zum Showdown in Japan. Nicht der skrupellose Hideyoshi, sondern der dichtende und Karpfen züchtende Feingeist Tomotake steckt als treibende Kraft hinter den Verbrechen. Durch einen geschickten Schachzug Hamadas beschuldigen sich die Brüder am Ende vor laufender Kamera ihrer schurkischen Taten. Die Firma ist ruiniert und die Macht der mafiösen Brüder gebrochen.

Anhalts Japankrimi überzeugt durch die humorvolle Anwendung der japanischen Perspektive via Hamada und den leichten Ton. Die Person des Protagonisten, der den Roman in der Ich-Perspektive erzählt, ist eine gelungene Figur, die weniger Japanexotik verbreitet als amüsante Einblicke in den Alltag eines Tôkyôtters gewährt und deutsche Sitten mit den Augen eines befremdeten Japaners betrachtet. Nach der deutsch-japanischen Geschichtslektion erleben wir noch ein interkulturelles Happyend. Susanne ist wieder einmal im Begriff, in ihre Heimat zurückzukehren, da ermannt sich Hamada endlich und spricht die Zauberworte: „Bitte bleib bei mir!“

## 8. Sushi am Stil oder der Japanologe wurde nicht gefragt<sup>10</sup>

Wenn es einen „Japan-Raab“ der Woche gäbe, der *Merian* vom Februar 2001 hätte ihn verdient. Eventuell sogar mit einem Anflug des Raab'schen Haifischgrinsens registriert der Japanologe die Abbildung auf Seite fünfundzwanzig: Drei rechteckige Stücke einer kulinarischen Köstlichkeit, von denen jedes an

---

<sup>10</sup> Dieser Beitrag ist die leicht veränderte Fassung eines Artikels in der *Japanforschung* 2001/1, S.34–36.

einem zierlichen, gespaltenen Bambusspießchen steckt, werden folgendermaßen kommentiert: „Sushi verwöhnt zuerst das Auge, dann den Gaumen – geschmackvoll in jedem Sinn“. Das ist der Moment für die Lachtaste: „Wunderbar!“ Denn – das wissen wir ja spätestens seit der Erwähnung der Spießchen – um Sushi kann es sich hier nicht handeln.<sup>11</sup>

Das falsche „Sushi am Stil“ ist freilich eine läßliche Sünde. Andererseits ist er symptomatisch für die Gesamtkonzeption der aktuellen Ausgabe des bekannten Reisemagazins. Wieder einmal werden Japanklischees festgeschrieben. In Japan bleibt ungeachtet der Technisierung und manch „moderner Fassade“ alles „uralt“: „Uralte Ansichten eines modernen Landes“ lautet der Kommentar über „Kyushus heiße Quellen“, „uralt“ ist auch die „kostbare“ Handarbeit japanischer Keramiker und Kalligraphen. Die Hälfte der Artikel ist Themen gewidmet, die dazu dienen, den Japanexotizismus des westlichen Betrachters zu bestätigen. Der obligatorische Beitrag zur Teezeremonie darf nicht fehlen („Zeit für Tee“), der Japanpilger reist natürlich „in die Stille“, der Nobelpreisträger Ôe Kenzaburô kündigt ein weiteres Mal vom identitätsstiftenden Waldmythos der japanischen Region,<sup>12</sup> und – wen wundert es noch – auch die japanischen Geister haben ihren großen Auftritt.

Bei der Aufzählung all der bunten exotischen Ingredienzien, aus denen „Japan“ auf den ersten Blick bestehen mag, kommt es eben auf die richtige Betitelung an. Im Falle der Teezeremonie muß man nicht unbedingt fragen: „Können Ausländer *chado* wirklich verstehen?“ (S. 63). Die Antwort ist dann bereits vorgezeichnet. Und auf seiner Reise zum Wohnsitz der Geister und zu den „letzten Seherinnen, die zwischen Leben und Tod vermitteln“, entdeckt der Autor am Osorezan „die Relikte uralter Traditionen“ (S. 85). Über den Stand der neueren religionswissenschaftlichen Forschung zu Japan hat sich der Besucher des Berges kaum kundig gemacht. Die Erkenntnisse des Volkskundlers Sakurai Tokutarô zum „japanischen Schamanismus“ gehören nicht dazu, obwohl selbst Sakurai, wie es im Artikel kurz anklingt, in seiner Beurteilung der *itako* den kommerziellen Aspekt des Geistergesprächs gegenüber dem „echt Schamanistischen“ betont (S. 88). Der Verfasser des Artikels schwelgt indessen in Ethnoesoterik: „Schon ihre Mutter war eine *itako*, unterrichtete sie mehr als 20 Jahre in

11 Bei dem vermeintlichen Sushi handelt es sich um mit dunkelbrauner, gelber und grüner – pikant bis süßlich schmeckender – Miso-Paste bestrichenen Tôfu.

12 Ôe, der in den achtziger Jahren gewissermaßen eine Wende vom politisch engagierten Autor zum „spirituellen Intellektuellen“ vollzog (Stichworte *iyashi, sukui, saisei*) und sich 1995 sogar als Leser von Umehara Takeshis eigenwilligen Texten zum Ursprung der japanischen Kultur zu erkennen gab, vertritt seine sogenannte Philosophie des Waldes (*mori no shisô*), die um die Regeneration der Kräfte der Natur und des dörflichen Kollektivs kreist, in mehreren aktuellen Werken. Besonders erstaunlich ist, daß Ôe, der als das „Gewissen seines Landes“ gilt, im Zuge der Thematisierung einer „Heilung“ der Nation durch marginale, regionale Kräfte paradoxerweise eine japannostalgische Richtung einschlägt, die mit seinem früheren Standpunkt nur schwer vereinbar scheint.

uralten (sic!) Geheimlehren, die aus einer Mischung von shintoistischen, buddhistischen und animistischen Elementen entstanden sind“.<sup>13</sup>

Einige Beiträge befassen sich mit der japanischen Gegenwartskultur der Städte, ihren Erzeugnissen und dem japanischen Lifestyle der neunziger Jahre. „Roboter zum Liebhaben“ stellt Aibo und Co. vor. Die Roboterbegeisterung in Japan wird unter Bezugnahme auf Frederick L. Schodts *Inside the Robot Kingdom* zum einen mit günstigen sozio-ökonomischen Bedingungen erklärt, die in der japanischen Gesellschaft keine Abneigung gegen Automatisierung hätten aufkommen lassen. Zum anderen dient wieder der „japanische Animismus“ als Grundvoraussetzung für den Siegeszug des konstruierten Kameraden („Wissen Sie, in Japan ist der Animismus stark verbreitet, wir können in jedem Ding eine Seele sehen“, S. 106), und typisch japanisch sei auch die Sicht des Lebewesens als komplizierte Maschine („Ich weiß, dass das aus westlicher Weltanschauung schwierig zu akzeptieren ist, aber in Japan gibt es damit kein Problem“, S. 105) und der Mangel an ethischen Vorbehalten gegen humanoide Roboter. Die Aussagen der japanischen Interviewpartner über eine genuin japanische Weltsicht zitiert man ebenso im Bericht über die *manga* – und die spezifisch japanischen Züge der Begeisterung für Comics – die für „einen Europäer“ schwierig zu verstehen sei (S. 99). Dies bestätigt dem Verfasser dann noch „Hiroki Asuma,<sup>14</sup> ein japanischer Philosoph und Theoretiker der japanischen Popkultur“: „Du darfst das nicht mit europäischen Augen sehen“ (S. 100).

Die Häufung der exotisierenden Bilder und selbstorientalisierenden Auskünfte in diesen Portraits mutet bedenklich an. Sie lassen kaum mehr Raum für andere Deutungen und Überlegungen. Es ist sicher auch nicht unbedenklich, den Japaner in letzter Konsequenz als einen seltsamen geistergläubigen Animisten mit gänzlich fehlendem ethischen Denken darzustellen. Dabei dürfte an den Kommentaren der befragten Japaner ruhig etwas Zweifel laut werden. Die Roboterkonstrukteure sind womöglich nicht immer Pioniere einer „experimentellen“ japanischen Philosophie, sondern hochspezialisierte Techniker, die im Auftrag ihrer Firmen Produkte für einen expandierenden Markt entwerfen. Ihre Einsichten in den japanischen Animismus mögen sie aus den einschlägigen Bänden der PHP-Reihe<sup>15</sup> gewonnen haben, die es sich zum Ziel setzt, in leicht verständlicher Form insbesondere international agierenden Geschäftsleuten eine

13 Sowohl was das „Animistische“ und das „echt Schamanistische“ wie auch die Entwicklung japanischer shintōistischer und buddhistischer Vorstellungen betrifft, gibt es eine Vielzahl von Deutungen, die immer wieder einer kritischen aktuellen Diskussion bedürfen. Ein einseitiges („animistisches“) und statisches Modell japanischer religiöser Tradition trägt heute nicht mehr.

14 Azuma Hiroki (geb. 1971) war nach Asada Akira der neue Star der postmodernen Szene Japans, die seit ihrer Popularisierung in den achtziger Jahren einen gewissen Hang zur selbstexotisierenden Betrachtung des eigenen Landes aufwies.

15 Das PHP-Institut (PHP Kenkyūjo; PHP ist das Kürzel für „Peace and Happiness through Prosperity“) wurde von Matsushita Kōnosuke gegründet. Das Institut, das Einfluß auf die Meinungsbildung in Japan ausübt, richtet seine Publikationen an eine große Leserschaft und sieht seine Aufgabe darin, das geistige Wachstum der Menschheit zu fördern.

Vorstellung von der japanischen Geistigkeit zu vermitteln, die sie dann den ausländischen Partnern auf Anfrage hin eindrucksvoll exotisch erklären können. Die PHP-Veröffentlichungen und andere Publikationen mit national-missionarischem Anliegen repräsentieren jedoch nicht die Meinungsvielfalt im gegenwärtigen Japan. Im Bereich der Bioethik, ein auch in Japan seit den siebziger Jahren viel diskutiertes Themenfeld, gibt es – wie im Westen – durchaus verschiedene Standpunkte, wobei eine ethische Dimension selbstverständlich ebenso miteinbezogen wird.

Ein wenig zweifeln darf man zusätzlich an der Ernsthaftigkeit der Aussagen dem westlichen Reporter gegenüber. Eventuell spielen die japanischen Interviewpartner mit ihrer Rolle als Exoten. Es kann schließlich viel Spaß machen, einem erschreckten Europäer, der sich schon rein räumlich im japanischen Labyrinth verirrt hat (siehe den Beitrag „Tokio – Stadt ohne Plan“), die japanische Andersartigkeit vor Augen zu führen. Oder liegt diesen Selbstzuschreibungen eine Portion des im Merian besprochenen „japanischen Masochismus“ zugrunde?

Zu den interessanten Artikeln des Magazins zählt das Portrait des Filmschauspielers und Regisseurs Kitano Takeshi. Kitano wird als „unbequemes Multitalent“ wahrgenommen, das seine Landsleute „Masochisten“ nennt. Der Regisseur fiel schon in mehreren Interviews (in westlichen Medien) durch seine kritische Haltung auf. Er konstatiert: „In Japan wird immer etwas geopfert, sonst kann dieses Land nicht bestehen“ (S.110). Kitano fordert mehr demokratisches Bewußtsein und politisches Engagement. Mit seinem Hinweis auf die problematische Vergabe von Parlamentssitzen durch das Prinzip der Ämtervererbung eröffnet er eine Diskussion um die Ursachen der Krise, in der sich die japanische Gesellschaft offenbar befindet. Kitanos Bemerkungen über das gegenwärtige Japan erschöpfen sich zumindest nicht in den Klischees eines japanischen Animismus und bieten trotz einiger paternalistischer Exkurse über das arme, bessere Japan Argumente, die, würde man sie weiterverfolgen, mehr über das Land erkennen ließen, als dies bunte Bilder von der Teezeremonie tun.

Kitanos Erwägungen hinsichtlich des japanischen Masochismus sind sicher ebenso kritisch zu hinterfragen wie die Meditationen Pico Iyers über die japanische Persönlichkeit als maskenhafte Inszenierung. Japaner, so heißt es, sammeln „unendlich viele Ichs und Fassaden und bleiben dabei in ihrem Inneren doch ganz sie selbst“, und: „Man ist nicht ‚man selbst‘, sondern eine Art unpersönlicher Schauspieler, der jeweils die Rolle spielt, die der Augenblick verlangt“ (S.29). Verbürgte Informationen darüber, ob der Japaner nun wirklich ein Masochist und unheimlicher Persönlichkeitswandler ist, geben die Artikel nicht. Zu beklagen ist aber ohnehin mehr die Tatsache, daß sie ihre Thesen kaum relativieren und in einen zeitgemäßen Bezugsrahmen setzen. Iyers Vermutungen haben statischen Charakter: Japan sei weiter vom Rest der Welt entfernt als jede andere Kultur, behauptet der Reiseschriftsteller (S.32). Abgesehen davon, daß man mit dieser Art von Isolationspoesie nur den ewigen Exotisten einen Gefallen tut, tragen viele der Beobachtungen nicht weit. Wer hat in einer Zeit der

(noch postmodernen?) Konsumentenidentität und der multiplen Persönlichkeit als zeittypischer Krankheitserscheinung nur noch ein einziges gefestigtes Ich?

Der *Merian Japan 2001* hilft trotz der beigefügten Straßenkarte, der Übersicht zum Tôkyôter Bahnnetz und den Hinweisen zu Sehenswürdigkeiten und Unterkunft dem Touristen *in spe* nicht wesentlich, sich in Japan zurechtzufinden. Die Intention eines Verlags ist es, die Lektüre für den Leser unterhaltsam zu gestalten. Japankundliches Fachwissen, auf das augenscheinlich kaum zurückgegriffen wurde, wäre dieser Zielsetzung nicht unbedingt zuwider gelaufen. Mit dem aktuellen *Merian* reist man tatsächlich in ein sehr fernes Land – leider eine weitere vergebene Möglichkeit für eine global verstandene Gesellschaft des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

## 9. Ein Auto fürs Gefühl: Der Mini in der japanischen Metropole

BAYERISCHE MOTOREN-WERKE AG (Hg.): *MINIInternational. Tokio. Die Zukunft des Konsums*, 2002, 4. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag.

Eine Annäherung an das gegenwärtige Japan vollziehen die Bayerischen Motoren-Werke mit ihrem Vermarktungskonzept des Mini im Magazin *MINIInternational*, das in verschiedenen Sprachen (unter anderen auch in Japanisch) erhältlich ist. Die Werbung zielt auf das Gefühlsmoment, ein mittlerweile verbreitetes Konzept, mit dem man in der globalen Erlebnisgesellschaft Produkte vertreibt. Das „Tokio-Heft“ inszeniert das kleine Auto als kompatibles Produkt der urbanen Kultur der Weltmetropolen zwischen West und Ost. Die Schwerpunkte der Präsentation liegen nicht auf der Funktionalität des Automobils, sondern auf Fashion und Design, Lifestyle und Konsum, was z.B. in dem Beitrag „Ich kaufe, also bin ich“ deutlich wird. Daß Konsum derzeit auch in Japan die wohl bedeutendste Philosophie darstellt, belegen sophistische Metakommentare auf Kassenzetteln. Hier heißt es bei dem Mode-Label Obey: „Thank you for wasting your money“ (S.47).

Interviews und Portraits von in Tôkyô ansässigen Künstlern und Konsumenten sowie eine beigelegte CD mit dem Motto „Tokyo and the Future of Consumerism“ vermitteln einen Eindruck vom Zeitgeist in dieser Stadt. Vorgestellt wird z.B. das Designerduo Nigo und Cornelius, die das Kultlabel „A Bathing Ape“ entwarfen, ein Label, das seine Schöpfer zu Stars der Szene machte. Es legt von der großen Bedeutung der Jugendkultur und der inszenierten Jugendllichkeit – als konsequenter Verweigerung des ungeliebten Erwachsenenstatus – Zeugnis ab: „Nigo und Cornelius sind beide Anfang dreißig, aber durch eine Art körperliche und geistige Magie schaffen sie es, irgendwie auf dem Stand von Elfjährigen zu bleiben“ (S.20). Miwa Yanagi, die man mit etwas Zögern als feministische Künstlerin bezeichnet, grenzt sich in ihrem Projekt „Grandmothers“ vom Diktat des Jugendlichen ab, wobei man allerdings einwenden kann, daß Miwas Omas eben die gealterten Versionen der „Erwachsenen-Kinder“ (S.16) sind, die die gegenwärtige japanische Gesellschaft prägen. Miwa arbeitet mit digitalen Photos, auf denen sie sorgfältig in Szene gesetzte Visionen

junger Frauen von ihrem Alter gesammelt hat, darunter die von Yuka, die als Großmutter mit einem Liebhaber über die Golden Gate Bridge braust; die Künstlerin sucht nun auch außerhalb von Japan Frauen, die bei ihrem „Grandmothers“-Projekt mitmachen wollen. Unkonventionellen Existenzen spürt ebenfalls der bekannte Photograph Tsuzuki Kyôichi nach, Schöpfer der viel beachteten Photodokumentation *Tokyo Style* (1993). Tsuzuki kommentiert seine Aufnahmen von eigenwilligen Unterkünften in der Metropole mit folgenden Worten:

Die meisten dieser jungen Typen wohnten in winzigen Ein-Zimmerapaato aus Holz. Die Miete war für Tokioter Verhältnisse sensationell niedrig. Sie lebten von Gelegenheitsjobs und träumten davon, Musiker oder Designer zu werden. Ihre kleinen Zimmer waren voll gestopft mit Sachen, die sie selbst hergestellt, geschenkt bekommen oder gefunden hatten. Im Vergleich zu den Menschen, die ich bis dahin kennen gelernt hatte, erschienen sie mir wie Wesen von einem anderen Stern. Trotz allem führten sie offensichtlich ein glückliches Leben (S. 16).

Über die Ziele und Träume der Bewohner Tôkyôs informieren zusätzlich elf kürzere Interviews, die u. a. eine Bedienung, eine Chefredakteurin, einen finnischen Abgeordneten des japanischen Parlaments, einen Kaffeehausbesitzer, einen Musikproduzenten und einen amerikanischen Radiomoderator vorstellen. Die Kurzartikel geben die Tôkyôter Befindlichkeit wieder. Sie zeichnen ein abwechslungsreiches Portrait der Hauptstadt und ihrer Stadtteilkulturen, das ohne Exotismen auskommt. Sicher werden nicht alle gesellschaftlichen Nischen beleuchtet, die begüterte Großstadtjugend, erfolgreiche Unternehmer und die künstlerische Avantgarde stehen im Vordergrund. Auf eingehende Analysen und Hintergrundinformationen muß man im Mini-Heft verzichten, dafür verrät der Zugang Lifestyle und Konsum viel vom gegenwärtigen japanischen Lebensgefühl. So belegt das kommerzielle Projekt „Mini“ einerseits das in der aktuellen Japanliteratur häufig bemühte Bild vom Japaner als eifrigem Käufer und egozentrischem Selbstdarsteller, andererseits zeigen die Interviews Individuen, die sich für die Welt jenseits von Tôkyô interessieren und sich augenscheinlich für andere verantwortlich fühlen – siehe die Reaktion von „A Bathing Ape“ auf den 11. September (S.20).

## 10. Abschließende Bemerkung

Vergleicht man die aktuelle Japanliteratur mit Beiträgen aus den 80er Jahren, läßt sich festhalten, daß sich die Beschreibungen des „Erfolgsgeheimnisses“ einer rätselhaften Nation zu einer Kommentierung der Krise der „Japan AG“ gewandelt haben. Man konstatiert jedoch nicht nur den wirtschaftlichen Niedergang, sondern widmet sich relativ ausführlich der Darstellung des schwierigen Lebens in der japanischen Gesellschaft, die vom Einzelnen eine perfekte Inszenierung erwartet. Die Erkenntnis, daß auch in der japanischen Gesellschaft „alles Spiel“ ist, stellt gegenüber den gängigen Eins-zu-eins-Abbildungen sicher einen Fortschritt dar. Erweitert hat sich der Horizont der aktuellen Japanliteratur



im Hinblick auf die Abläufe des Alltags. Alltäglichkeit und Normalität werden heute mindestens ebenso nachdrücklich gesucht wie das exotische „Andere“. Japanische Normalität stellt sich ein, weil die eigene Position als Westmensch reflektiert und relativiert wird und weil das Bemühen um eine adäquate, sensible Sprache der Beschreibung in vielen Fällen gelungen ist.

Orientalisierungen betonen, wenn sie zum Tragen kommen, das Merkwürdige Japans, das die westliche Medienwelt als verkaufsträchtiger erachtet als eben japanische Normalität. Ein schrilles, neurotisches Japan, wie es etwa Doris Dörrie in ihrem Film „Erleuchtung garantiert“ abbildet,<sup>16</sup> ersetzt heute das seit der Jahrhundertwende um 1900 vom westlichen Bildungsbürgertum im Schulter-schluß mit japanischen Salongelehrten geprägte Bild einer geheimnisvollen, heroischen Kulturnation, die die Welt zu überwinden sucht. Diese Vorstellung war bis in die 50er Jahre vorherrschend, bis – wie es der Überblick von 1978 zeigt – Japan als aufstrebende Industriemacht und als „Herausforderung“ an die Wirtschaft des Westens porträtiert wurde.<sup>17</sup> Wenn er nicht der bloße Nachhall üblicher Klischees ist, stellt man im Orientalismus der 90er Jahre die Frage nach Erklärungsmöglichkeiten für bestimmte Denk- und Verhaltensmuster in Japan. Endgültige Aussagen werden meist vermieden. Deshalb sind im Neo-orientalismus der gegenwärtigen Japanbetrachtung, der sich der Vorgaben einer interkulturellen *political correctness* bewußt ist, mehr Wege offen gehalten als verbaut.

Dem Japanologen sei abschließend angeraten, stärker auf die Diskussionsangebote der Japanliteratur einzugehen. Zum einen, um die Ergebnisse japanologischer Studien in eine Diskussionsebene zu transferieren, die mehr Öffentlichkeit gewährt und die Öffentlichkeit informierter macht. Zum anderen könnte die Japanologie, die ja zumindest schon einige Protagonisten der besprochenen Bücher hervorgebracht hat, so dazu beitragen, den Eindruck eines deutschen Desinteresses an Japan zu vermindern, auch wenn ihre Aufgabe nicht kulturpolitischer Art ist.

---

16 Siehe die Besprechung von PROHL, <http://www.uni-trier.de/uni/japanologie/AKBespr.html>.

17 Zum historischen deutschen Japanbild siehe MATHIAS-PAUER 1984, 115–140. Aufschlußreich ist ebenfalls die Materialsammlung „Japan und Deutschland“ von 1984.

**Literatur**

- HIJYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (1988): „Vexierspiegel – einander gegenübergestellt. Zum Japanbild in deutschsprachigen Publikationen und zur japanischen Perspektive“, in: *Das Ende der Exotik. Zur japanischen Kultur und Gesellschaft der Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 39–192.
- INSTITUT FÜR AUSLANDSBEZIEHUNGEN (Hg.): *Japan und Deutschland. Das japanische Deutschlandbild- das deutsche Japanbild. Japan – Rätsel oder Vorbild. Hintergründe und Wirklichkeit der japanischen Gegenwart* (1984). (Materialien zum internationalen Kulturaustausch, Bd.23). Stuttgart: Eugen Heinz Druck- und Verlagsanstalt.
- KREINER, Joseph (2001): „Einige Gedanken zu den deutsch-japanischen Beziehungen heute“, in: *jdzb special. Sonderdruck des Japanisch-Deutschen Zentrums Berlin* (JDZB), Nr. 1, Oktober, S. 1–12.
- MATHIAS-PAUER, Regine (1984): „Deutsche Meinungen zu Japan – Von der Reichsgründung bis zum Dritten Reich“, in: KREINER, Joseph (Hg.): *Deutschland – Japan. Historische Kontakte*. Bonn: Bouvier, S. 115–140.
- SAKATO, Masaru (2002): „Der Wandel des Japanbilds und der zukünftige Kulturaustausch“, in: *jdzb echo. Mitteilungen des Japanisch-Deutschen Zentrums Berlin* (JDZB), Nr. 59, Juni, S. 1–2.
- SIMONIS, Udo E./TEICHLER, Ulrich/TEICHLER-URATA, Yoko (1978): „Zehn Jahre Japan-Literatur. Eine Auseinandersetzung mit 177 deutschsprachigen Buchveröffentlichungen“, in: *Internationales Asienforum. / International Quarterly for Asian Studies*, 9. Jahrgang, 3/4, November, S. 295–387.